

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 32 (1938)
Heft: 18

Artikel: Ein Ferienbrief
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nen auch in die Alpentäler hinein und besiedelten die Gegend am Vierwaldstättersee, Glarus, das Toggenburg und Appenzell. Gleichzeitig aber auch siedelten sie sich an am Bielersee. Auch das Uechtland, das lange nicht bewohnt war, weil es unwirtlich war und unwegsam, wurde nach und nach urbar = fruchtbar gemacht. Ortschaften wie Twann, Ligerz und Ins zeigen, daß sie früher welsch waren. Ebenso im Freiburgischen die Namen Blafsephen. Ebenso wurde das Oberwallis deutsch, da die Alemannen über die Grimsel zogen und sich dort Bauerngüter erwarben. Sogar über die Walliseralpen drangen deutschsprechende Siedler vor. So gibt es im obersten Tessin das Dorf Gurin, das heute noch nur Schweizer-deutsch spricht. Ebenso noch deutsche Ansiedlungen im italienischen Eschental. Der Walensee, einst der See der Churerwälischen, der Rätier, wurde ebenfalls vom alemannischen Bauern in Besitz genommen. Die Namen Churfürsten, Säntis, Kamor, Burglenfirst, Sax, Sevelen, Salez, Ragaz, Gábris, Clanz zeigen, daß hier die Rätoromanen selbst gewohnt haben mußten, die aber von den Alemannen dann zum Teil übermannt wurden. So verließ die Sprachgrenze vom Bielersee über Freiburg ins Oberwallis und umfaßte auch die Innerschweiz und die Ostschweiz bis zu den Tälern des Kantons Graubünden. Da wohnten die Alemannen, die späteren Deutschschweizer. Neuenburg, Waadt, Genf und halb Freiburg und das Unterwallis blieben welsch, und Graubünden behielt die rätorömische, die romanische Sprache. Einen Sprachenstreit hat es auf unserem Boden nie gegeben. Immer durch all die Jahrhunderte hindurch konnten sich deutsch und welsch, romanisch und italienisch in unsern Tälern gut vertragen. Wenn wir heute sehen, wie in vielen Ländern die Menschen wegen ihrer Sprachen einander hassen, so wollen wir Gott danken, daß es bei uns nie einen Rassen- und Sprachenstreit gegeben hat. Wir haben alle so viel Gemeinsames in unserm Wesen, daß wir alle einander nur achten können. Ja, wir haben sogar die Pflicht, einander immer besser kennen zu lernen. Darum schicken die Deutschschweizer ja auch alle Jahre die jungen Söhne und Töchter ins Welschland, damit sie dort französisch lernen können. Mit jeder neuen Sprache gewinnt man eine neue Seele. Je besser wir uns kennenzulernen, desto besser ist es für das Schweizervolk. Einigkeit macht stark.

-mm-

Ein Ferienbrief.

den 24. August 1938.

Liebe Freunde,

Nun sind die Ferien vorbei. Es sind aber so schöne Ferien gewesen, daß ich Euch davon erzählen möchte.

Wißt Ihr, wo die Bretagne ist? Im Westen Frankreichs, am atlantischen Ozean. Dort, an diesem großen, blauen Meer waren wir für 2½ Wochen in einem Fischerdorf zu Hause.

Da möchte ich Euch zuerst ein wenig von den Fischern erzählen. Man begegnet ihnen hauptsächlich am Hafen. Sie tragen rote und blaue Gewänder. Einige haben blaue Hosen, mit roten Flecken gespickt, an. Manchmal weiß man es fast nicht, ob die Hose oder die Jacke, oder gar beides zusammen, am Anfang blau oder rot war. Zuerst dachte ich, das sei merkwürdig, aber auf einmal fand ich es schön. Und ganz sicher ist es ein fröhliches Bild. Wenn sie von einer Meerfahrt wieder einmal für kurze Zeit zurück sind, nehmen sie die Arbeit nicht wichtig. Zuerst tragen sie ihren Fischfang in Körben ans Land. Ihre Frauen kommen dann auch. Sie schauen und sind stolz, wenn ihre Männer viel gefangen haben. Wir haben Langusten und Hummern gesehen. Das sind Krebsarten. Sie stecken in roten und blauen Schalen und haben lange Scheren. Diese können sie gut verkaufen. Daneben aber bringen sie auch die gewöhnlichen Fische heim. Wir haben ganze Schiffsboden voll davon gesehen. Manchmal hat die Sonne gerade darauf geschienen. Dann blickten sie wie Silber. Wenn sie sich nicht mehr mit dem Fischfang zu beschäftigen haben, setzen sie ihre Boote wieder in Stand. Sie putzen sie und flicken, was zu flicken ist. Dann tragen sie neuen Proviant hinein. Das ist ihre ganze Arbeit. Daneben schlendern sie am Hafen herum. Sie besprechen die Ereignisse vergangener Wochen. In der Zeit, da sie fort waren, ist vielleicht ein Kind auf die Welt gekommen. Oder es hat jemand geheiratet. Oder es ist jemand gestorben. Vieles gibt es zu erzählen. Sie sitzen oder liegen auf der Hafenmauer, oder sie klapfern in ihren spitzen, schwarzen Holzschuhen auf der Straße herum. Über ihren braunen und verwitterten und stillen Gesichtern liegt Freude. Es gibt ja auch manche, die zu lange in den Fischer-Wirtschaften sitzen bleiben. Das ist dann schade. Wenn die Fischer von einer langen Reise zurückgekommen sind, wird es

lebhaft am Hafen. Über dem ganzen Fischerdorf liegt eine festliche Stimmung.

Aber auch der Hafen hat sich verändert. Da liegen auf einmal viele Fischerboote. Meint Ihr, sie haben weiße Segel? Nein! Sie haben gelbe, braune, blaue und grüne Segel. Das ist ein sehr schönes, farbiges Bild. Einmal sind wir in einem Fischerboot einen Nachmittag lang hinaus gefahren auf das Meer. Es war eine sehr schöne Fahrt. Blauer Himmel, blaues Meer und auf dem Meer eine breite, goldene Sonnenstraße.

Das Meer ist aber nicht immer so blau und so goldig und so ruhig. Es kann grau, schwarz und sehr wild werden. Dann tragen die Wellenberge weißen Schaum. Da ist es dann nicht mehr lustig, Fischer zu sein. Wie muß es ihnen sein, ganz allein, draußen auf dem offenen Meer? Und wie schwach können doch Boote sein, gegenüber der wilden Kraft solcher Wellen! Da haben wir Achtung vor diesen Männern bekommen. Wie schnell haben doch wir Angst! Und sie?

Daheim sind die Fischersfrauen. Wohl ängstigen sie sich um ihre Männer bei solchen Stürmen, aber sie behalten diese Angst für sich. Oder dann tragen sie sie vor die Mutter Gottes. In allen Fischerhäusern haben wir eine Gottesmutter aufgestellt gesehen. (Es gibt auch ein Fischerlied, es heißt darin: o, Maria, hilf!) Die Frauen beten und daneben arbeiten sie. Was müssen sie denn tun? Sie besorgen Haus und Feld, Kühe und Schweine. Sie tun Männerarbeit. Es ist für sie selbstverständlich. Tapfere Frauen!

Unser Fischerdorf liegt auf einer Halbinsel. Vom Hafen steigt das Land ein wenig an, bis zur andern Seite der Halbinsel, die durch schroffe, wilde Felsen abgeschlossen wird. Wie oft sind wir dort gesessen. Von dort sieht man auf das weite, offene Meer. Dreht man sich um, sieht man über das weite, flache Land. Gelbbraune Getreidestreifen und zwischenhinein kleine Kartoffelfächer. Dann und wann eine Windmühle, die nicht mehr dreht, und selten Bäume. Wo es aber Bäume hat, hat es auch gewöhnlich ein paar kleine Fischerhäuser. 7 bis 10 zusammen machen ein Fischerdörflein aus. Schmale Weglein, eingefäumt von niederem, krautigem Gebüsch, führen dorthin. Und auf dem unbebauten Boden wächst das kurze, violette Heidekraut.

Wir sind oft diese holperigen Weglein gegangen. Mit den Fischersfrauen haben wir

Bekanntschaft gemacht. Wir haben zusammen den Kaffee getrunken. Es hat Brot mit gesalzener Butter dazu gegeben. Das sei nicht gut? Wir haben gesalzene Butter sehr gern gehabt! Ein Fischerhaus! Die Küche, die Stube und das Schlafzimmer sind ein und derselbe Raum. Am Tag spazieren an manchen Orten auch noch die Hühner darin herum. Und doch ist alles ordentlich. Es ist nur ganz anders, als wir es uns gewohnt sind. Soll ich Euch sagen, was für Betten sie haben? Kastenbetten. Ihr könnt Euch einen breiten Kasten denken, nur fehlt die Tür. Statt der Tür hat es auf beiden Seiten und oben und unten Holzleisten. So bleibt in der Mitte ein Stück offen. Und dieser Teil wird durch einen hübschen, weißen Vorhang geschlossen. Dahinter schlafen sie. In diesem Küchen - Stuben - Schlafraum wohnt die ganze Familie. Die Großeltern, die Eltern und die Kinder. Wir denken, es sei eng, sie aber wissen von nichts anderem. Dass das Glück ganz sicher nicht von solch äußeren Umständen abhängt, haben wir in manchen Hütten gesehen.

Die Fischersleute führen ein einfaches Leben. Arbeitsam und daneben genügsam. Die Männer fischen und kommen dabei in fremde Länder. Die Frauen arbeiten zu Hause und kommen selten oder nie von dort fort. Wir als Mädchen kamen besonders mit den Frauen in Berührung. Abwechslungsarm ist ihr Dasein und doch sind sie nicht unzufrieden geworden dabei. Es bleibt ihnen ja ihre Arbeit, ihre Sorgen um die Lieben auf dem Meer und ihre Freude auf deren Rückkehr. Wie sie ihr Leben leben: von diesen Frauen können wir lernen. Sie arbeiten, sie beten, sie klagen nicht.

Jetzt habe ich Euch ein wenig von meinen Ferien erzählt. Warum? Frohes soll man weitersagen. Tut es auch und erzählt von Euren frohen Erlebnissen. Und wenn es möglich ist: reist auch! In die Ferne oder in die Nähe. Überall ist es schön, überall sieht man neues, überall kann man lernen.

Und alles Schöne, das wir gesehen haben, begleitet uns nachher in die Arbeit.

Herzlichen Gruß

I. H.

Bilder-Ausstellung

von

Ernst Hoffmann, Kunstmaler, Mühlenthurnen,
im Restaurant „zur Traube“, Münsingen,

13.—19. September 1938.

Eintritt Fr. —.50. Geöffnet von 10—12 Uhr.